

JULIE KLASSEN

*Die Ehre der
Sophie Dupont*

Aus dem amerikanischen Englisch
von Susanne Naumann und Sieglinde Denzel

SCM

Kapitel 1



März 1815
Devonshire, England

»Diese vermaledeiten Künstler ...«, schimpfte Captain Stephen Marshall Overtree vor sich hin, während er durch das Hafenviertel der ihm fremden Stadt irrte und die Auslagen in den Schaufenstern betrachtete.

Hin und wieder blickte er auf das zusammengeknüllte Stück Papier in seiner Hand und las aufs Neue die hastig hingekritzelte Nachricht seines Bruders.

... Ich werde mir ein Cottage mieten, so wie letztes Jahr, aber ich weiß noch nicht genau, wo. Falls nötig, kannst du mir schreiben zu Händen von Mr Claude Dupont, Lynnmouth, Devon. Aber ich bin sicher, dass du wunderbar ohne mich zurechtkommst, Marsh. Wie immer.

Stephen steckte die Notiz wieder ein und musterte die Gebäude, an denen er vorüberging: ein Pub, das Hafenamtsamt, ein Tabakwarenladen, ein Weinhändler. Plötzlich fiel sein Blick auf ein stilvolles Schild:

CLAUDE DUPONT
Maler, Royal Academy of Arts

—

Porträts und Landschaften als Auftragsarbeiten
Unterricht und Materialien für Künstler auf Studienreise
Nachfrage bitte im Laden

Stephen drückte den Türgriff, doch er bewegte sich nicht. Er legte eine Hand an die Glasscheibe und spähte ins Ladeninnere. Im Dämmerlicht konnte er Staffeleien, gerahmte Landschaftsgemälde und Regale mit Malerutensilien erkennen, doch ein Mensch war nicht zu entdecken.

Er unterdrückte einen weiteren Fluch. Wie sollte er drinnen nachfragen, wenn die verflixte Tür verschlossen war? Hielt der Besitzer sich denn nicht an Öffnungszeiten? Jetzt konnte Stephen sich eine weitere Unfreundlichkeit über Künstler nicht verkneifen.

Aus dem Augenwinkel sah er, wie eine ungepflegte Frau aus dem Pub trat und einen Eimer Wasser ausgoss, und rief ihr zu: »Ich suche Wesley Overtree. Haben Sie ihn vielleicht gesehen?«

»Sie meinen sicher den jungen Adonis?« Sie zwinkerte ihm zu. »Nein, Sir. Jedenfalls heute noch nicht.«

»Wissen Sie, wo er wohnt?«

»In einem der Cottages am Hang, glaube ich, aber fragen Sie mich nicht, in welchem.«

»Ah ja. Und was ist mit Mr Dupont?« Stephen deutete auf die verschlossene Tür.

»Mr Dupont ist nicht da, Sir, aber seine Tochter habe ich vor knapp fünfzehn Minuten noch gesehen. Ich nehme an, sie war auf dem Weg zum Valley of the Rocks, wie fast jeden Tag um diese Zeit ...« Die Frau deutete auf einen Weg auf der anderen Seite des großen Platzes, der den Hang hinaufführte und dann nicht mehr weiter zu sehen war.

»Gehen Sie einfach diesen Weg hinauf. Sie können Ihr Ziel gar nicht verfehlen.«

»Danke.«

Stephen blieb noch einen Moment stehen und blickte in die Richtung, die die Frau ihm gewiesen hatte – hier und da klammerten sich strohgedeckte Cottages und auch ein paar größere Häuser an den bewaldeten Hang. Ganz oben thronte Lynton, die Zwillingstadt Lynmouths. Vielleicht hätte er doch die Kutsche behalten sollen, der Anstieg nach Lynton zog sich mindestens über eine halbe Meile. Er seufzte. Jetzt war es zu spät.

Er ging ein Stück die Uferpromenade entlang und bog dann ab auf

den Weg landeinwärts, der den Hang hinaufführte. Zum Glück hatte er seinen Spazierstock mitgenommen, in dessen Inneren praktischerweise ein schlanker Degen versteckt war. Man wusste nie, ob man auf Reisen Straßenräubern begegnete, und er zog es vor, für alle Eventualitäten gerüstet zu sein. Seine militärische Ausbildung hatte ihre Spuren hinterlassen.

Er geriet auf dem steilen Pfad schon bald außer Atem. Eigentlich hatte er angenommen, über eine bessere Kondition zu verfügen. Der eine Monat Lotterleben, fern von seinem Regiment und dem ständigen Drill, hatte bereits seinen Tribut gefordert. Er würde erst einmal ein paar deutliche Worte mit Wesley reden müssen, wenn er ihn gefunden hatte. Stephens Platz war bei seinem Regiment, nicht zu Hause, um Wesleys Pflichten zu erfüllen, und auch nicht hier.

Er lief zwischen den Bäumen hindurch und trat schließlich ins Freie hinaus. An dieser Stelle beschrieb der steinige Weg einen Bogen nach Westen und verlief weiter an den Klippen entlang, hoch oben über dem Bristol Kanal, der tiefblau und grau unter ihm leuchtete. Der steil abfallende Hang war mit vertrocknetem Gras und struppigem Ginster bedeckt. Hier und dort sah man einen verkrüppelten Jungbaum, der mit Sicherheit keinen Halt bot, wenn man stürzte. Wer hier ausglitt, fiel ungehindert vier- oder fünfhundert Fuß weit nach unten in das eiskalte Wasser. Bei diesem Gedanken wurde ihm übel.

Die Prophezeiung seiner alten Kinderfrau fiel ihm ein: »Du wirst nicht lange genug leben, um dein Erbe anzutreten ...« Er spürte noch den Klammergriff ihrer Hand und sah das düstere Glimmen in ihren Augen.

Mit einem Schaudern wandte er den Blick vom Abgrund und ging weiter.

Der Schrei eines Seevogels ließ ihn aufblicken. Die Möwen schwan- gen sich hoch in die Luft, getragen vom Aufwind. In den Felsvorsprüngen nisteten schwarzweiße Tordalken und graugeflügelte Klippenmöwen.

Er marschierte zehn oder fünfzehn Minuten zügig weiter, ohne die junge Frau irgendwo auf dem Weg vor sich zu erblicken. Hoffentlich

hatte er keine Abzweigung übersehen. Während er weiterging, schien die Temperatur zu fallen. Hier an der Südwestküste kam der Frühling zwar früher, doch in dem Wind, der aus dem Norden über den Kanal blies, spürte man noch immer die Eiseskälte des Winters.

Er zog den Hut tiefer in die Stirn und stellte den Kragen seines Mantels, eines Paletots, auf. In knapp zwei Wochen würde er die Zivilkleidung wieder gegen seine Uniform tauschen, zu seiner Pflicht zurückkehren und seinen Großvater stolz machen. Doch zuerst musste er Wesley finden und nach Hause schicken. Da Humphries in Rente gehen wollte, brauchte Papa Hilfe bei der Betreuung des Anwesens. Ihr Vater war gesundheitlich nicht auf der Höhe und benötigte einen fähigen Vertreter, der sich um die Pächter kümmerte und die Arbeiter bei der Stange hielt – eine Aufgabe, die Stephen, der Captain in der britischen Armee war, leichtfiel, doch sein Urlaub war bald zu Ende, woran auch die Tatsache, dass Napoleon jetzt im Exil war, nichts änderte.

Die Pflichten zu Hause auf dem großen Gut wären eigentlich Sache seines älteren Bruders gewesen, doch Wesley hatte verkündet, den Winter im Süden verbringen zu wollen, entgegen aller Bitten ihrer Mutter. Seine Kunst stehe an erster Stelle, verkündete er immer. Die praktischen, alltäglichen Arbeiten überließ er meist anderen.

Stephen bog um eine Kurve und stand vor einer felsigen Landzunge: riesige Quader, die wie zu einer Befestigungsanlage aufeinandergetürmt waren und an deren Rand die Klippen nahezu senkrecht bis in die peitschende Strömung unter ihm hinabfielen. Er blickte nach unten, um zu sehen, wo er hintrat, doch ein plötzliches Aufblitzen von Farbe ließ ihn wieder aufschauen.

Bei dem Anblick, der sich ihm bot, musste er tief durchatmen. Am Rand des Abgrunds stand eine Gestalt, deren Röcke vom Wind aufgebläht waren, mit wehendem Cape und einem Strohhut mit breitem Rand auf dem Kopf. Hinter ihr der Fels, vor ihr die Klippen, verharrte sie gerade aufgerichtet und hatte den einen Fuß leicht über den Rand gestreckt. Was hatte diese verrückte Frau vor?

In diesem Augenblick sank sie auf die Knie und streckte eine behandschuhte Hand aus – versuchte sie, irgendetwas zu fassen zu bekom-

men, oder wollte sie sich hinunterstürzen? Wollte sie sich tatsächlich umbringen?

Mit pochendem Herzen rannte Stephen los. »Halt! Nicht!«

Sie schien ihn in dem tosenden Wind nicht zu hören. Als er oben war, sah er, dass sie versuchte, ein Stückchen Papier zu erreichen, das sich in dem stacheligen Ginster verfangen hatte.

»Bleiben Sie stehen, ich hole es Ihnen.«

»Nein«, rief sie, »nicht!«

Da er glaubte, dass sie nur um seine Sicherheit besorgt sei, streckte er seinen Spazierstock aus und zog das Papier damit den Hang hinauf. Dann bückte er sich und griff nach einer Ecke des kompakten Rechtecks – es war eine Zeichnung. Ihm stockte der Atem.

Er drehte sich um und starrte in das tränenüberströmte Gesicht unter der breiten Krempe des Hutes, dann wieder auf die Zeichnung in seiner Hand. Das Bild zeigte das Antlitz der Frau vor ihm, einer Frau, deren Gesicht ihm wohlbekannt war, denn er hatte ihr Porträt das ganze letzte Jahr bei sich getragen – in einem Jahr voller Drill und Kampf – und es im Schein so manchen Lagerfeuers hervorgeholt und betrachtet.

Ein Windstoß riss ihr den Hut vom Kopf. Die Bänder legten sich fest um ihre Kehle, der Hut selbst hing auf ihrem Rücken. Dichte goldene Locken wurden vom Wind angehoben und peitschten gegen ihr schmales, herbes Gesicht. Traurige blaugraue Augen blinzelten in das sterbende Sonnenlicht.

»Sie ... Sie sind es?«, stammelte er.

»Verzeihung?« Sie sah ihn stirnrunzelnd an. »Sind wir uns schon ... begegnet?«

Er räusperte sich und riss sich zusammen. »Nein. Das heißt, das Bild ... es ist nur die Ähnlichkeit.« Er hielt das Porträt hoch und jetzt erkannte er auch den Stil: Es war eindeutig eine Arbeit seines Bruders.

Statt ihm zu danken, verzog sie das Gesicht. »Warum haben Sie das getan? Ich wollte es vernichten, auslöschen, in alle vier Winde verstreuen. Ich will es nicht mehr.«

»Warum?«

»Geben Sie es her.« Sie streckte die Hand aus.

»Nur, wenn Sie mir versprechen, es nicht zu zerstören.«

Ihre Lippen wurden ganz schmal. »Wer sind Sie?«

»Captain Stephen Overtree.« Er gab ihr die Zeichnung. »Und Sie müssen Miss Dupont sein. Ich glaube, Sie kennen meinen Bruder.«

Sie starrte ihn kurz an, dann wandte sie den Blick ab.

»Er hat ein Cottage von Ihrer Familie gemietet. Ich war unten beim Atelier, aber es war geschlossen. Können Sie mir sagen, wo ich ihn finden kann?«

»Da kann ich Ihnen leider nicht helfen«, sagte sie. »Er ist abgereist. Er befindet sich auf dem Weg nach Italien, auf der Suche nach der perfekten Muse – nach seiner Dulcinea oder Mona Lisa ...« Sie blinzelte erneut die Tränen fort, drehte das Bild um und hielt ihm ein paar flüchtig hingekritzelte Zeilen unter die Augen. Es war die Handschrift seines Bruders.

Er las:

*Meine liebe Miss Dupont,
das italienische Paar auf Reisen, dem wir begegnet sind, hat mich eingeladen, sie in ihre Heimat zu begleiten. Ich kann in ihrer Villa wohnen und nach Herzenslust malen. Es war ein spontaner Entschluss, ich konnte einfach nicht widerstehen. Sie wissen doch, wie sehr ich Italien liebe! Wir reisen in einer Stunde ab.*

Ich weiß, dass ich mich hätte persönlich verabschieden sollen, und habe auch versucht, Sie zu finden, aber Sie waren nicht da. Zum Glück weiß ich, dass Sie, die Sie ebenfalls Künstlerin sind, mich verstehen und wissen, dass ich meiner Muse und Leidenschaft folgen muss. Ich muss diese Gelegenheit beim Schopf packen, bevor sie mit der Flut auf und davon ist.

Wir zwei hatten eine wunderbare Zeit. Ich werde immer gern an Sie zurückdenken.

Arrivederci

W. D. O.

Himmel noch mall!, schäumte Stephen im Stillen. Wie sollte er seinen Bruder jetzt nach Hause schicken?

»Und er hat keine Nachsendeadresse hinterlassen?«, fragte er. »Oder vielleicht sogar einen bestimmten Hafen oder eine Stadt genannt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Mir jedenfalls nicht. Ich glaube, das Paar, das er erwähnt, stammt aus Neapel, aber da bin ich nicht sicher.«

»Ist Leutnant Keith mit ihm mitgefahren?«

»Carlton Keith, meinen Sie? Ich glaube schon. Sie schienen ja überall zusammen hinzugehen.«

Stephen nickte. »Wissen Sie zufällig, ob mein Bruder alle seine Besitztümer mitgenommen hat?«, fragte er in dem Versuch herauszufinden, ob Wesley vorhatte, nach Lynmouth zurückzukehren.

Wieder schüttelte sie den Kopf. »Als ich heute Morgen nachsah, habe ich zu meiner Überraschung gesehen, dass er viele von seinen Bildern dagelassen hat, und auch seinen Wintermantel.«

»Und er hat Ihrem Vater nicht gesagt, dass er abreisen wollte?«

»Mein Vater hat einen Auftrag und ist nach Bath gefahren. Wir haben angenommen, dass Ihr Bruder das Frühjahr über bleiben wollte. Deshalb war ich so ... überrascht ... als ich seine Nachricht fand.«

War das wirklich der Grund gewesen? Der einzige Grund? Stephen glaubte ihr nicht. Ihre Tränen und Wesleys rechtfertigende Zeilen erzählten etwas anderes. Miss Dupont hatte sich in Wesley verliebt. Ganz bestimmt hatte er sie mit seinem Charme umgarnt und dann sitzengelassen, als sie anfing, ihn zu langweilen. Vielleicht hatte er sie sogar eine gewisse Zeit lang geliebt oder doch zumindest bewundert. Wie weit mochte die Geschichte gegangen sein? Hatte er mehr getan, als ihr das Herz zu brechen? Stephen graute bei dem Gedanken.

Er fragte: »Darf ich das Cottage sehen?«

Sie warf den Kopf zurück. »Warum?«

»Ich würde mich gern umsehen – nachschauen, ob ich einen Hinweis darauf finde, wo genau er hingefahren ist. Ich muss versuchen, ihn in Italien zu erreichen.«

»Oh ...« Sie dachte nach, dann sagte sie forsch: »Sie könnten den Hafenmeister fragen, ob er weiß, wohin das Schiff ausgelaufen ist.«

»Das werde ich tun, vielen Dank. Trotzdem würde ich das Cottage gern sehen.«

Sie biss sich auf die Lippen, dann sagte sie stockend: »Ich ... ich glaube nicht, dass Bitty schon dort war und aufgeräumt hat. Vielleicht könnten Sie ...«

»Das macht nichts. Ich habe wenig Zeit, wenn ich also bitte ...«

Sie holte tief Luft. »Nun gut.«

Miss Dupont kletterte von dem Felshang herunter, flink und trittsicher wie ein junges Mädchen, obwohl sie bestimmt schon Anfang zwanzig war. Sie deutete auf einen Weg auf der anderen Seite der Landspitze, nicht den Pfad, den er gekommen war. »Hier entlang ist es kürzer«, erklärte sie.

Er ging mit und fühlte sich wie ein grober Klotz neben ihrer zarten Gestalt. Sie führte ihn nach Lynton hinein, in die höher gelegene der beiden Zwillingstädte, am Schmied, der Pferdestation und der alten Kirche vorbei, und bog dann ab auf einen gepflasterten Weg, der ein Stückchen den Hügel hinunterführte. Dort schmiegteten sich drei weiß getünchte Cottages an den Hang, hoch über dem Hafen von Lynmouth mit dem schimmernden Kanal dahinter.

Vor dem ersten Cottage angelangt, löste sie die Chatelaine von ihrem Rock, suchte den richtigen Schlüssel heraus, schloss dann die Tür auf und trat ein.

Stephen war überrascht, mit welcher Unbefangenheit die junge Frau das Cottage eines Junggesellen betrat, zumal ihr Auftreten und ihre Sprache gerade eben noch die einer Lady gewesen waren. Er trat hinter ihr ein und ließ der Schicklichkeit wegen die Tür offen. Dann schlenderte er durch den einzigen Raum, aus dem das Cottage bestand. Dabei fiel ihm auf, dass sie sich genauso aufmerksam umsah wie er: Es wirkte, als suche sie etwas. Vielleicht gab es hier irgendetwas, das er nicht sehen sollte? Er entdeckte ein paar Künstlerutensilien: eine Staffelei, gebrauchte Farbtöpfe, Leinwände und Skizzenbücher. An einer Wand standen ein Tisch, ein paar Stühle und ein einfacher Ofen, an der anderen ein ungemachtes Bett. Sein Blick glitt hinüber, dann sah er rasch wieder fort.

Sie nahm rasch einen Spitzenhandschuh von einer Stuhllehne und versuchte, ihn unter dem Ärmel ihres Kleides verschwinden zu lassen.

Als sie seinen Blick sah, murmelte sie: »Ich muss ihn fallen gelassen haben, als ich vorhin vorbeischaute ...«

Er betrachtete das paar zusammenpassender Handschuhe, die sie trug, sagte jedoch nichts. Dann sah er die Bilder durch, die an der Wand lehnten, und blätterte auch in dem Skizzenbuch, das auf dem Tisch lag. Immer das gleiche, vertraute Gesicht – ihr Gesicht – schaute ihn mit wechselndem Ausdruck an. Anfangs ernst und zögernd, dann zunehmend vertrauensvoller, mit einem schüchternen ersten Lächeln und schließlich mit einem lachenden, strahlenden Ausdruck. Ebenso wechselte auch ihre Kleidung – die sittsamen Spitzenkrägen gingen über in tiefe, runde Ausschnitte, und am Schluss sah er sogar eine nackte Schulter.

Miss Dupont griff an ihm vorbei nach dem Skizzenbuch und schlug es zu. Ihre Wangen waren tiefrot geworden. »Ja, ich habe ihm mehrmals Modell gesessen.« Sie klang defensiv. »Er war sehr beharrlich. Ich hatte so etwas noch nie getan – nicht einmal für meinen Vater, und es war mir sehr unangenehm. Aber Sie können sich sicher vorstellen, dass die Auswahl an Modellen an diesem abgelegenen Ort nicht gerade groß ist.«

Stephen stöhnte innerlich auf. Ihm wurde schon wieder übel. Also doch. Das Ganze war zu weit gegangen. Wesley hatte mehr getan, als diesem Mädchen das Herz zu brechen. Sie war noch unschuldig gewesen. In diesem Punkt war er sich sicher.

Er fragte: »Hat Leutnant Keith ebenfalls hier gewohnt?«

»Ja. Wir haben angeboten, ein zweites Bett hereinzustellen, doch er meinte, er zöge seinen Schlafsack vor.« Sie sah sich im Zimmer um. »Ich sehe ihn nicht. Er muss ihn mitgenommen haben.«

Ja, das klang ganz nach Keith, dachte Stephen. »Ich nehme nicht an, dass mein Bruder Anweisungen hinterlassen hat, was mit seinen Sachen geschehen soll, oder die Miete für das Cottage bezahlt hat, bis er zurückkommt?«

»Nein. Er hat nur den laufenden Monat bezahlt.«

Stephen stellte im Kopf eine rasche Berechnung an. Eine Seereise nach Italien konnte zwei bis drei Wochen dauern, für einen Weg, je

nach Wetter und Windverhältnissen. Ganz zu schweigen davon, wie lange Wesley dort bleiben wollte, um zu malen. Was hatte Keith sich dabei gedacht, ihn gehen zu lassen? Einfach ohne ein Wort zu verschwinden! Aber vielleicht war ja bereits ein Brief auf dem Weg nach Overtree Hall.

Stephen seufzte. »Ich werde seine Sachen zusammenpacken und sie irgendwie nach Hause befördern.«

Sie nickte abwesend. »Wir haben wahrscheinlich eine passende Kiste im Atelier. Kommen Sie. Ich bitte Papas Assistenten, Ihnen zu helfen.«

»Danke.«

Sie bot ihm an, im Cottage zu übernachten, da sein Bruder dafür bezahlt hatte. Er lehnte höflich ab, da er sich bereits ein Zimmer im *Rising Sun* genommen hatte, wo ein warmes Abendessen auf ihn wartete.

Er bedeutete ihr voranzugehen. »Ich begleite Sie zurück.«

Sie wanderten im Sonnenuntergang den gewundenen Weg zurück nach Lynmouth.

»Ach übrigens«, sagte sie, »Ihr Bruder hat nie einen Bruder namens Stephen erwähnt, nur einen ›Marsh‹ – dem Anschein nach ein wahres Monster.«

Stephen verzog das Gesicht. Er wusste genau, dass die Narbe in seinem Gesicht ihn dadurch noch mehr wie ein Monster aussehen ließ. Er erklärte: »Mein zweiter Name ist Marshall. Er nennt mich Marsh – einer seiner vielen Spitznamen für mich. Einschließlich Captain Black.«

»Oh – tut mir leid, ich ...«

»Keine Ursache, es ist eine durchaus passende Beschreibung.«

Als sie zum Atelier am Hafen kamen, schloss Miss Dupont mit einem anderen Schlüssel die Tür auf. Stirnrunzelnd lauschte sie in das dämmerige, stille Innere. »Maurice sollte eigentlich mindestens bis um fünf Uhr die Lichter brennen und die Tür offenlassen, aber es sieht so aus, als sei er schon seit Stunden fort.«

»Wohnen Sie hier?«, fragte Stephen.

»Wir haben ein Haus in Bath, aber wenn wir in Lynmouth sind,

wohnen wir in der Wohnung über dem Laden. Wenn mein Vater nicht da ist, wohne ich allerdings bei einer Nachbarin, Mrs Thrupton.«

Er las zwischen den Zeilen. »Ist der Gehilfe Ihres Vaters ein Junge oder ein verheirateter Mann?«

»Weder noch.«

»Ah.« Er nickte. Unverständlicherweise war er erleichtert, dass sie offenbar doch auf ihren guten Ruf achtete.

Ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren kam auf Strümpfen die Treppe herunter. Er trug eine Hose, ein zerknittertes Hemd und eine Weste, aber keine Jacke. Sein dunkles Haar war zerzaust, als sei er gerade aufgestanden.

»Bringst du mir etwas zu essen?«, fragte er. »Ich bin am Verhungern.«

»Ich fürchte, da bist du auf dich selbst angewiesen«, antwortete sie, nahm ihren Hut ab und zog die Handschuhe aus.

»Wer ist das?« Der junge Mann deutete mit einer überheblichen Bewegung des Kinns zu Stephen hinüber.

»Das ist Captain Overtree, Mr Overtrees Bruder. Captain – Maurice O’Dell, der Assistent meines Vaters.«

»Noch ein Overtree? Das ist wirklich mein Glückstag«, sagte er sarkastisch. »Und was will der hier?«

»Er will die Sachen abholen, die sein Bruder im Cottage zurückgelassen hat. Ich möchte, dass du ihm hilfst.«

»Ich ... ich habe gehört, dass er abgereist ist«, sagte O’Dell. »Gut, dass wir ihn los sind, wenn du mich fragst.«

Miss Dupont sagte kühl: »Das habe ich aber nicht.«

Stephen musterte den jungen Mann eindringlich, ebenso wie er einen Gegner einzuschätzen pflegte. Er war kaum größer als Miss Dupont, aber deutlich stämmiger. Seine hervortretenden dunklen Augen und die aufgeworfene Nase erinnerten ihn an einen schlecht erzogenen Mops, der einen größeren Hund angeht.

O’Dell wandte sich zu ihm um, die wulstigen Lippen gekräuselt. »Ich bin hier nicht nur Assistent, ich gehöre zur Familie. Ich bin Claude Duponts Neffe.«

»Durch Heirat, ja«, erläuterte sie. »Mein Vater hat vor ein paar Jahren Maurices Tante geheiratet.«

»Ich werde nicht immer Drucke herstellen«, meinte O'Dell. »Ich bin selbst Künstler. Eines Tages werde ich berühmt sein. Sie werden schon sehen.«

»Schade, dass ich nicht so lange Zeit habe«, sagte Stephen trocken. »Wenn ich Sie jetzt um eine Kiste und den Namen der hiesigen Frachtgesellschaft bitten dürfte ...?«

»Im Vorratsraum stehen mehrere Kisten«, sagte Miss Dupont. »Maurice, würdest du bitte dafür sorgen, dass die größte zum ersten Cottage gebracht wird?«

»Gern, aber erwarte nicht, dass ich helfe, die Hinterlassenschaft dieses Fatzkes einzupacken.«

»Dann pass bitte morgen Vormittag auf den Laden auf, während ich helfe.«

Sie wandte sich an Stephen. »Wann treffen wir uns?«

»Ich bin Frühaufsteher. Sagen wir, um acht – oder neun, wenn es Ihnen lieber ist.«

»Acht ist in Ordnung. Bis morgen.«

Stephen zögerte. »Ist ... ist alles in Ordnung oder soll ich Sie noch zu der Nachbarin bringen, von der Sie sprachen?«

»Ich komme allein zurecht, vielen Dank.«

Sophia Margaretha Dupont blickte dem schwarzhaarigen, breit-schultrigen Fremden nach. Sie konnte kaum glauben, dass er tatsächlich mit Wesley Overtree verwandt war. Dem schönen Herzensbrecher Wesley.

Sie hatte keine Ahnung gehabt, dass ihr Verhältnis sich geändert hatte. Heute Morgen war sie wie gewöhnlich zum Cottage gekommen, lächelnd, mit Schmetterlingen im Bauch vor Glück, voller Vorfreude auf das Wiedersehen und ganz in Gedanken darüber versunken, wie sie ihm die Neuigkeit beibringen sollte – um dann festzustellen, dass das Cottage leer stand und er lediglich eine Nachricht hinterlassen hatte. Das Lächeln war ihr schlagartig vergangen. Ihr Magen verkrampfte sich vor Furcht. Was hatte sie falsch gemacht?

Sie wusste, dass die Männer es nicht mochten, wenn man sie bedrängte, also hatte sie ihn nicht bedrängt. Hatte er einfach das Interesse an ihr verloren, oder hatte er gemerkt, dass sie nicht schön genug für ihn war – weder als Modell noch als Frau?

Sie hatte den geretteten Brief noch einmal gelesen und die Schlussfolgerung schien unvermeidlich: Wesley hatte nicht nur Lynmouth überraschend verlassen, sondern auch sie. Sie drehte das Blatt um und war erneut beinahe erschrocken, dass er die Nachricht auf eins der Dutzende von Bildern geschrieben hatte, die er von ihr gemalt hatte. Offenbar ein paar Dutzend zu viel.

Sophie lehnte sich an den Tisch im Atelier. Sie fühlte sich plötzlich ausgelaugt und todmüde. Dieser Tag war der schlimmste ihres gesamten Lebens gewesen, mit Ausnahme jenes Tages, vor langer Zeit, an dem ihre Mutter gestorben war. Bei diesem Gedanken tastete sie vorsichtig nach dem Ring, den sie an einer Kette um den Hals trug, dicht an ihrem Herzen.

Nicht nur, dass Wesley fort war und mit ihm ihre letzte Hoffnung, glücklich zu werden, sondern sie hatte auch noch das demütigende Gespräch mit seinem Bruder erdulden müssen. Der harte, wissende Ausdruck im Gesicht des Mannes hatte ihr die widerliche Gewissheit gegeben, dass er die Wahrheit erraten hatte – dass das Modellstehen nicht der Schwerwiegendste ihrer Fehltritte gewesen war.

Sie erinnerte sich gut daran, wie Wesley seinen mürrischen, ewig missbilligenden Bruder Marsh beschrieben hatte. »Captain Black würde einen Mann niederschlagen, bevor er ihm zuhört«, hatte er gesagt. Dabei war vor ihrem inneren Auge das Bild eines übellaunigen, hartgesottenen Soldaten erstanden, eines Mannes, der Schreckliches gesehen – und wahrscheinlich auch Schreckliches getan hatte.

Captain Overtree sah wirklich grimmig aus, mit dieser gezackten Narbe, die durch seinen buschigen Backenbart und seine langen dunklen Haare kaum verborgen wurde. Trug er den Spitznamen »Captain Black« wegen seiner Haarfarbe oder wegen seiner grüblerischen Persönlichkeit? Vielleicht war beides zusammen der Grund. Er war größer als Wesley – bestimmt fast einen Meter neunzig – und sein markantes

Gesicht wies weder die Feingliedrigkeit noch die Vollkommenheit von Wesleys Zügen auf. Nur seine Augen waren beeindruckend. Strahlend blau. Wesleys Augen waren hellbraun. Sie hätte nie gedacht, dass sein Bruder so blaue Augen haben könnte.

Ihr kurzer Vergleich der beiden Brüder trat zurück vor der unbarmherzigen Erkenntnis ihrer eigenen, zutiefst beängstigenden Situation. Sie hatte keine Zeit, über so triviale Dinge nachzudenken, nicht jetzt, da ihr ganzes Leben auf dem Spiel stand und sich bald alles für immer verändern würde.

Seit dem Tod ihrer Mutter hatte sie nicht oft über Gott nachgedacht. Die Kirche hatte während ihrer gesamten Kindheit keine große Rolle gespielt. Doch in den letzten Wochen hatte sie so viel gebetet wie noch nie, in der Hoffnung, dass das, was sie befürchtete, nicht wahr war.

Jetzt hatten sich ihre Bitten geändert. Sie war so sicher gewesen, dass Wesley sie heiraten würde, doch jetzt war er fort. Und selbst wenn er zurückkam – würde es rechtzeitig genug sein, um sie und ihren Ruf zu retten? *Bitte, Gott, lass ihn rechtzeitig zurückkommen ...*